

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1917

87 (14.4.1917) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage.

Bauernblut und Bauerngut.*)

Am Abend des Tages, wo im August 1914 die Sturmglocken das deutsche Volk zu den Waffen riefen, saß ich mit einem alten, weißbärtigen Bauern auf der Bank vor seinem Haus, schwieg mit ihm zusammen, und nach der ersten halben Stunde sprach er das große weiße Wort: „Jetzt muß halt wieder einmal das fürnehme Sterben gelehrt werden!“

Zu dem trieb's mich, um ihm von Hindenburg zu erzählen. Er hatte davon erfahren, ich sei beim Feldmarschall gewesen, und ließ mir sagen, ich sollte ihn doch einmal besuchen, denn ich sei immer noch stinker als er. Und so saß ich mit ihm zwei Stunden am warmen, grünen Kachelofen. Die Uhr tickte in der Stube im langsamen, schweren Pendelgang, und der Sand auf den sauberen Dielen knirschte, wenn man die Beine wechselte und das linke über das rechte legte.

Einer wie der Moltke könne der Hindenburg nicht sein, meinte der Alte, denn von dem habe man erst nach dem Krieg so eigentlich erfahren, aber der Hindenburg müsse ein ganz Besonderer sein, daß sie jetzt in den Zeitungen und Kalendern, in den Wirtsbäusern und sogar manchmal schon auf den Stanzeln von ihm redeten, mitten im Krieg, wo doch eigentlich noch nicht alles geschäft sei.

Ich erzählte ihm von Hindenburgs Weihnachtsrede und daß er geizig habe: „Wir idaffen's!“

Das freute ihn. Aber er kratzte sich doch hinter den Ohren, so wie immer, wenn er „einen konträren Gedanken“ hatte, wie er das hieß.

Ich wartete, was kommen würde. Endlich sagte er: „Sie reden jetzt überall herum, die Unterseeboote täten's machen und dem Engländer das Knie auf den Brustkasten setzen.“

Ich erzählte ihm von meinen Wochen bei den U-Bootsleuten, und was sie für Kerle seien. Er nickte befriedigt. Aber irgend ein Rest von der sonnigen Güte und der ruhigen Weisheit auf dem alten, immer noch rosigen Gesicht fehlte mir immer noch. Auf einmal brach's aus ihm heraus:

„Das fürnehme Sterben hätten sie ja jetzt gelehrt, die Jungen, bis in die vierziger Jahre hinein. Ich meine aber, jetzt müßten sie in der Stadt halt auch noch das fürnehme Sterben lernen!“

Ich schwieg wieder, denn seine Erklärungen gab der Alte immer nach einer angemessenen Pause von selber, wenn er es für nötig fand.

„Nun schaut“, sagte er, „wenn da, wie gestern, eine Stadtküche mit einem großen Pelz und in seidigen Kleidern und mit einem Haufen Ringen an den Fingern und Armhändern an den Armen zu meiner Frau kommt und verlangt von ihr heimlich Eier oder Speck, dann kann ich's meiner Alten nicht übernehmen, wenn sie ihr die Türe vor der Nase zuschlägt.“

Von da an war er im Fluß. Und die alte schwere Klust tat sich auf zwischen Stadt und Land.

Die U-Boote machen's nicht allein. Mit dem schweren Schiffsboden draußen auf den Meeren ist es noch nicht getan. Die Bajonette und Handgranaten unserer Feldgrauen vermögen viel. Aber ohne die Scharfhande und die Sensenarme der Bauern wären wir verloren. Es gibt keine Wunder in diesem Krieg, außer denen, die das große Zauberwort: „Wir“ bewirkt. Das war's, was der Alte auch meinte.

Peter Rosegger hat dieser Tage seine Stimme erhoben, um einer Veröhnung von Stadt und Land das Wort zu reden. Ich hätte ihm in einem langen Brief mein ganzes Herz geschickt, wenn ich nicht überhaupt gegen das Briefschreiben wäre. Daß die Hindenburgrede gerade kein Mißerfolg, aber auch kein großer Sieg war, das liegt daran, weil die Städter die Bauern und die Bauern die Städter nicht kennen. Da hat das „Wir“ den größten Miß!

Es ist die mindere Weisheit aller Unvornehmen, zu glauben, daß die guten Menschen auf einzelne Stände und die schlechten auf andere verteilt seien. Es gibt aber Edelleute und Hahnen allenthalben. Oben und unten. Im Krieg wie im Frieden. Aber es ist eine der verhängnisvollsten Torheiten, die von den Pfaffen der Politik, der Konfessionen und der sogenannten Wissenschaft genährt wurde, wenn die Städter im Bauern entweder nur den schlauen Landmänner oder das dumme Kaffier und die Bauern im Städter nur den reichen Bediener und den leistungsfähigen Durchbringer seines Gutes gesehen haben. Ich weiß nicht, ob das größere Stück Wahrheit immer noch auf der Seite der Bauern zu finden war.

Ich habe als kleines Volksjubiläumlein gar manchesmal zwei Stunden vor Schulbeginn in aller Herrgottsfrühe auf dem Wochenmarkt den Ueberschuß aus dem großen Feld und Garten verkauft, den meine Mutter, wenn einmal ungeflochten war, ganz allein pflanzte. Ich weiß, wie die Kartoffeln sämten, die man im Herbst in der verglühenden Asche des eigenen Aders bratet. Mein Onkel väterlicherseits hat einmal vor meinen Augen einen Juden von einem Apfelbaum losgebunden, den er in der Vollmacht seiner eigenen Gerichtsbarkeit eine Sommernacht lang im Grasgarten dafür strafe, daß er ihm einen „Artenigant“ verkauft hatte. Meine Großmutter hat mir gezeigt, wie man's spürt, wenn die Hüner gerade am Regen sind und dieserhalb eingesperrt werden müssen, damit sie nichts in des Nachbarn Garten legen. Und ich hab' einmal heiße Tränen geweint, weil sie bei einem Vetter einen alten Birnenbaum abgeben, der so alte Birnen trug, wie es sonst auf der ganzen Welt überhaupt keine mehr gab.

Warum ich das alles sage? Weil ich etwas weiß von der Erde und den Menschen, die ihr am nächsten sind, und weil

von Vater und Mutter her kein anderes Blut als das von Bauern in meinen Adern fließt. Ich habe einmal ein dickes Buch mit schönen Bildern geschrieben, nur um den Arbeitern zu zeigen, was das Grünen und Blühen auf der Wiese, das Blauschönen in den Wäldern, das Wogen der Getreidefelder unter ziehenden Wolken für ein köstlich Ding und die Arbeit des Bauern für ein schweres, aber heiliges Schaffen ist.

Es ist ein Stück meiner Lebensarbeit gewesen, die Klust zu füllen zwischen denen, die in jurenden Maschinenjäten Eisen und Stahl formen, hinter großen Büchern saubere Zahlenreihen schreiben, mit kunstvollen Apparaten die Räder der Natur auflösen, und den anderen, die von Jahr zu Jahr unter dem freien Himmel aus der immer wieder neugepflügten Heimaterde das Brot des Jahres wachsen lassen.

Die Städter haben geglaubt, mit Dirndlköstchen und Naturjodeln, Ferienflucht und wohlwollender Anbiederung dem Landvolk näherzukommen. Das Gegenteil ist eingetreten. Entweder haben sie das Weltgüt in die einsamen Täler getragen, oder sie haben, was im Frieden oft der günstigere Fall war, die Klust noch erweitert. Und der Krieg hat, wie so viele andere Wahrheiten, auch die ans Tageslicht gehoben, daß die Klustung der Stände untereinander eine der ersten Lebensbedingungen einer Nation ist. Die Störigkeit der Bauern war lange nicht die einzige Ursache des Mangels an Kartoffeln, Milch und Gemüse in den Städten. Der heilige Bureaucratismus, der ammaßende und vermögende Bruder des deutschen Michels, hat am meisten von alledem auf dem Gewissen. Ich kenne Gegenden, wo die Milch viele Wochen sicherbereit in den Bauernhäusern stand, aber die Herren der Stadt Schilda hatten vergessen, die Klannen dazu zu bestellen, ohne die eine regelmäßige Bahnbeförderung unmöglich war.

Ich weiß es wohl, es gibt Leute, denen die Tränen über die Wangen laufen, wenn irgendwo „Deutschland, Deutschland über alles“ geungen wird, und die heimlich — Kettenhandel treiben. Ich weiß auch, daß es vorkommt, daß Bauern vom Generalfeldmarschall Hindenburg reden als von unzerstörtem Herrgotts Schuttpatron auf Erden, aber wenn sie ein Pfündlein Speck hergeben sollen zur Hindenburgpende, dann finden sie tausend Ausreden. Ich weiß aber auch, daß man ein ausgezeichnete Verwaltungsbeamter in irgend einer stillen Stube eines Ministeriums sein und dennoch keine Ahnung davon haben kann, wie man mit linder Hand kräftig in des Bauern Kamin und Scheune greift fürs Vaterland. Denn es gibt Landräte, Oberamtmänner und auf „vaterländische Abende“ zu den Bauern ausgesandte Professoren, die es in ihren Staatsexamen zu den besten Noten gebracht, es darüber aber verstimmt haben, zu lernen, wie man mit einem Gemeindevorstand oder Dorfbürgermeister oder einem kleinen Bäuerlein auf seinem Hof auf seine Art gut deutsch redet.

Ich bin lesthin zum Wagner mit einem zerbrochenen Schneehühn gegangen. Anstatt meinen Gruß zu erwidern, schnitt er mit seinem doppelgriffigen Messer auf der Bank ruhig an seiner Kackelge weiter.

„Ich hätte da einen Patienten!“ sagte ich.

„Werst ihn ins Feuer!“ brummte er.

„Ja“, sagte ich, „Schneehühn will ich auf dem da nicht mehr laufen. So geachtet ist auch unzerreiner, daß er das gebracht, es darüber aber verstimmt haben, zu lernen, wie man mit einem Gemeindevorstand oder Dorfbürgermeister oder einem kleinen Bäuerlein auf seinem Hof auf seine Art gut deutsch redet.“

„Aber gefährlich ist's nicht?“ fragte der alte Glaslopf um drei Töne fremdsünder.

„Es war gefährlich“, gab ich zurück, „aber jetzt sagt der Doktor, Luft sei die Hauptsache.“

„Aber da brauche ich ein Stück dünnes Fleisch dazu!“

Ich zog das Stück aus der Tasche.

„Aber vor übermorgen kann ich das Gelump nicht machen“, meinte der Alte.

„Ja, wenn's eben nicht geht, dann übermorgen! Ich hab' mir gedacht, die Sonne scheint heut' so schön, und das tat' dem Kind gut.“

Darauf der alte Schwarzwälder:

„Nach dem Mittagessen könnt' Ihr ihn holen, es ist schon eine Sorg', wenn man franke Kinder hat. Ich weiß es von mir selber.“

So sind die Bauern.

Zu allem, was wir im Krieg gelernt haben, müssen wir noch lernen, mit den Bauern reden. Denn ohne das unverbrossene Herz derer, die auf dem Land noch übrig sind, ohne die rettende Trächtigkeit des deutschen Aders geht es nicht.

Auch da draußen auf den einsamen Bauernhöfen gibt es Gelden und Geldinnen, unerhörende Weiber und zähe Großväter, die es schaffen. Ich kenne eine 68jährige Bauerstrau bei Raasdorf im württemberg. Schwarzwald, die treibt jetzt ihre 50 Morgen Güter mit zwei Knechten und einem kriegsuntauglich gewordenen Knecht um. Keine Scholle liegt brach. Und draußen hat sie sechs Söhne an der Front stehen.

In England pflügen sie jetzt nachts bei Isethlyenlicht die feinen Reienlässe um. Unsere U-Boote haben ihnen diesen Sinn für Landwirtschaft beigebracht.

Sie, deutscher Landwirt, und ernte, deutsche Bauersfrau! Das Licht der Sonne und der Segen des Himmels wird euch nicht fehlen!

Deutschlands Geiser.

Von Eugenie Jacobi.

Die Insel Ramedy, auf der Deutschlands Geiser prudelet, erreicht man von Andernach aus — stromab — in etwa 30 Minuten. Schon allein der herrliche Weg am Rhein lohnt die Wanderung überreich. Waldungen decken die Höhen am linken, Neben die am rechten Ufer. Die Insel, deren Bodenniveau mehr als 7 Hektar einnimmt, liegt dem linken Ufer nahe und ist mit diesem von ihrem Nord- wie Südens aus durch einen Damm verbunden. Ungefähr in ihrer Mitte befindet sich, von scheinbar regellos lagernden Steinen um-

randet, das Becken, aus dem der Wasserstrahl hoch aufspritzt. Es geschieht dies — bei jedesmaliger Dauer von vier bis sechs Minuten — in unregelmäßigen, im voraus unberechenbaren Zeitabständen, im Durchschnitt alle vier bis sechs Stunden. Die schillernde Masse einer der höchsten Geiser der Erde steigt — im Durchmesser 25 cm — gegen 60 m auf und umfaßt in jedesmaligem Ausbruch 40 000 l. Weiblich sichtbar, überragt sie die Bäume der Insel je nach Umständen mehr senkrecht oder bei bewegter Luft in bogennartig umbiegenden, bald nach der, bald nach jener Seite geschwungenen Strahlen — Bilder von überwältigendem Zauber in der einen wie andern Gestaltung.

Im Gegensatz zu allen bekannten Geisern sprudelt der auf Ramedy nicht heiß empor. Sein Wasser hat ein durchschnittliches Wärmemaß von 16 Grad Celsius und zeichnet sich außerdem, auch im Gegensatz zu allen bekannten Geisern, durch mineralische Bestandteile, die es zu Heilzwecken bei verschiedenen Krankheiten verwendbar machen, aus. Dem Laien schmeckt eine Koffprobe ungefähr wie Seltzerwasser. Auf die Spur ist man dem Sprudel erst in neuerer Zeit gekommen. Vor einigen Jahren fiel es nämlich auf, daß der tote Rheinarmer, also die Wasserfläche zwischen dem linken Rheinufer und der Insel Ramedy, viele Gasblasen zeigte. Sie erwiefen sich bei der Untersuchung als Kohlenäure. Hieraus folgerte man, daß sich tief im Rheingrunde eine starke natürliche Mineralquelle befinden müsse. Eingehende Forschungen und sehr langwierige und mühselige Arbeiten haben dann diese Annahme als zutreffend bestätigt und zur Erschließung des Sprudels geführt. Man denkt auch bereits, wurde an Ort und Stelle erzählt, an den Bau eines Kurhauses auf der Insel, um deren erquickende Naturwichtigkeit es damit geschehen wäre.

Vermischtes.

Gefangenenbehandlung in Frankreich. Aus Süddeutschland wird der Frankfurter „Volkstimme“ der Brief eines deutschen Soldaten zur Veröffentlichung übergeben, der in Frankreich kriegsgefangen ist. Er schreibt in Monatsabständen seit November v. J.:

Liebe Eltern! Ihr müchtet mal gerne sehen, wie es mir in Wirklichkeit geht. Es ist besser, daß Ihr es nicht seht, es geht und nämlich sehr schlecht. Schlimmes Essen und von morgens bis abends schwere Arbeit in einer Granatfabrik. . . . Unsere Pakete werden geöffnet, ohne daß wir dabei sind; daß wir da nicht alles bekommen, ist klar. Besseren wie uns, so werden wir noch bestraft. Wir sind keine Menschen mehr, was uns ja auch schon gesagt wurde. Hoffentlich geht diese schreckliche Zeit bald vorüber. . . . Wie Ihr schon richtig vermutet, arbeite ich in einer Munitionsfabrik. In der Herstellung selbst aber nicht. Wir laden Schalen aus und sehen alles Eisen u. dgl. Zurzeit verhöre ich eine Arreststrafe den 25 Tagen, davon 12 Tage streng, wegen einer Nichtigkeit. Während der 12 Tage bekomme ich jeden vierten Tag warmes Essen, die übrige Zeit nur das Brot, welches mir zuleist. Da liege ich in einer kleinen gemauerten Zelle auf einer Holzprüge mit einer Decke. Habe nämlich meinen Waffentrock und Mantel an. Ich bekomme noch täglich Kaffee. Morgens darf ich mal heraus, damit ich aufs Kloset und zum Waschen gehen kann. Während des strengen Arrestes bin ich Tag und Nacht in der Zelle. Bei leichtem Arrest muß ich bei Tag arbeiten und komme nachts ins Loch; natürlich habe ich da volles Essen. . . . Zurzeit werden die Arrestzellen nicht mehr leer. Das macht wieder der Unterseeboottkrieg. Überhaupt bekommen wir jeden deutschen Erfolg hier zu spüren.

Schweinefleisch in U-Boot.

Ein Unterseeer erzählt in der „Killer Kriegszeitung“: Ein U-Boot stößt in der Biskaya auf einen englischen Transportdampfer. Glück muß der Mensch und noch mehr ein U-Boot haben. Der Dampfer transportiert Munition und hat keine Geschütze. In kurzer Frist war das Präsentkommando an Bord. Richtig hebt von drüben ein Flaggenwinde an. Die Meldung lautet: „Hier zwei tote Schweine an Bord!“ Man muß die Kost an Bord unserer U-Boote kennen, um den Jubel der anpruchlosen Mannschaften verstehen zu können. Der Kommandant fühlt, wie es seinen Leuten zumute ist. Sein Entschluß ist gefaßt. Das U-Boot gleitet in elegantem Bogen längs der Brise, und alsbald werden die beiden fetten Schweine mittels eines Krans herübergeholt und strampelnd, quiekend und schreiend durch die Luken nach unten befördert, wo sie mit großem Jubel und entsprechenden Liebesungen empfangen werden. Es ist schön und ruhmvoll, feindliche Kriegsgewalt an Bord zu nehmen, aber es ist einfach herrlich, wenn sie aus derartigen Lederbissen besteht. An Bord unserer U-Bootes mußte bald eines der herzlich bewillkommneten Vorstentiere sein Leben lassen. Ein fröhliches Schlachtfest mit all seinen Freuden und seinen herrlichen Begleitumständen hob an. Der glückliche Liebeslebende aber, wie immer an Bord „Julius“ genannt, wurde bald der Liebhaber der Matrosen. Er genoss die hohe Ehre, an Bord eines kaiserlich deutschen U-Bootes in den Heimatshafen zu fahren.

Heiteres.

Appenzeller Dumm. Im „Berner Tagblatt“ lesen wir: Ein Appenzeller Boten war eingerückt zum Grenzdiener. Ein Soldat geht zu seinem Hauptmann und sagt: „Der Hauptmann, ich mücht' erwecke, mi gab für es paar Tage bei glo, mi Frau isch schwer krank.“ „Aber da war alles Bitten vergeblich.“ „Rueged Mann, jek isch so dyp's wie Grieg und da brudech mir, all' Name!“ „Aber nach vierzehn Tagen scheint der Soldat wieder vor seinem Hauptmann und diesmal erweist es wirklich ernst zu sein. Er bittet jaunternd, daß man ihn heim lasse. Seine Frau sei in den letzten Zügen. Aber der Hauptmann bleibt ganz ruhig und sagt: „Tobler, Ihr lüged. I ha bei zu euch telegraphiert und d'Antwort überdoh, Gueri Frau sig so giand wie-nen Fisch!“ Da machte der Tobler ein überdoheres Gesicht und flüsterete dem Hauptmann zu: „Der Hauptmann, mir lüged beide gleich schlecht. I ha gar ja Frau!“

*) Wir entnehmen diesen Artikel mit Erlaubnis des Verlags einem demnächst bei der Friedrichschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erscheinenden Sündenbuche von Anton Friedrich: „Wir“; Preis 1 M., geb. 1.50 M. Friedrich beschreibt hier in krafftvoller, markiger Sprache seinen Weimadisaufenthalt bei Hindenburg, seinen Besuch beim „Kriegsamtman“, Erz. Ordner, und gibt in 10 weiteren Abschnitten ein packendes Bild, wie es hinter der Front bei uns aussieht oder aussehen sollte. Drinnen wie draußen wird das Buch viel Begeisterung erwecken.